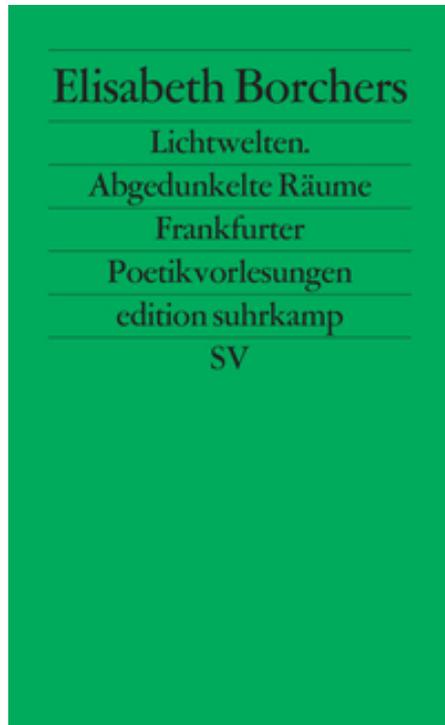


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Borchers, Elisabeth
Lichtwelten. Abgedunkelte Räume

Frankfurter Poetikvorlesungen

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2324
978-3-518-12324-9

edition suhrkamp 2324

Lichtwelten. Abgedunkelte Räume ist der Titel der Frankfurter Poetikvorlesungen von Elisabeth Borchers. In fünf Schritten, ausgehend vom *Haus der Kindheit*, an das sich die Dichterin erinnert, über die durchaus rhetorische, aber doch ernst gemeinte Frage *Wozu Gedichte?*, über Anmerkungen zum Beruf des Übersetzers bis hin zum Erlebnis der Lektüre von Gedichten von u. a. Nelly Sachs, Else Lasker-Schüler, Hertha Kräftner und Christine Lavant, spricht Elisabeth Borchers über Literatur, literarisches Leben und ihren ganz persönlichen Umgang, ihre Erfahrung mit Büchern. Der Poetin, die zugleich Lektorin war und viele der bedeutendsten Autoren unserer Tage zu ihren Freunden zählt, ist hier ein wunderbar zu lesendes, anregendes Buch gelungen, ein »Nachdenken über Literatur«.

Elisabeth Borchers
Lichtwelten.
Abgedunkelte Räume

*Frankfurter
Poetikvorlesungen*

Suhrkamp

2. Auflage 2018

Erste Auflage 2003

edition suhrkamp 2324

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12324-9

*Für Jochen Winter –
eingedenk unserer Gespräche in den Sommern
auf La Collina am Comer See*

Inhalt

Erste Vorlesung

Haus der Kindheit

11

Zweite Vorlesung

Anfänge oder Das Geheimnis des Anfangs

35

Dritte Vorlesung

Lichtwelten oder Wozu Gedichte?

64

Vierte Vorlesung

Das Amt des Übersetzers

88

Fünfte Vorlesung

Abgedunkelte Räume

118

Je suis le passé.

J.-P. Sartre

Erste Vorlesung
Haus der Kindheit

Wenn ich die erste und zweite Reihe mit Blicken auf und ab gehe, komme ich nicht umhin, Siegfried Unseld zu vermissen – nicht aber nur ihn. Zugleich ist mir die Vorstellung lieb, daß diese beiden Abwesenden dennoch zugegen sind.

Der Titel der fünf Vorlesungen lautet – wie bekannt: »Lichtwelten. Abgedunkelte Räume«. Sie sind Ausdruck lebens- und arbeitslanger Erfahrungen. Sie reflektieren die Beschäftigung mit Literatur und zeigen die Folgen auf. Helligkeit und Dunkelheit, Sanftheit und Härte schlagen – wie zu hören und zu lesen sein wird – in Literatur um.

Ich beginne mit »Haus der Kindheit«.

Immerzu die Frage: Wo fange ich an. Immerzu die Antwort, daß ich's nicht weiß. Ein Zufallsfund in einem Gedicht: Aristoteles behauptet, die Perle sei das Herz der Muschel. Ich könnte fortfahren: Die Kindheit ist das Herz des Menschen.

Wäre das ein Beginn, die Kindheit, Inbegriff des Beginns, an den Anfang zu setzen, das Haus der Kindheit mit jenen herrlich hohen Fenstern, durch die abends die Sonne schien, unerbittlich golden, während sie sekundenlang auf der Erde aufsetzte, um sie dann sehr sanft zu ver-

lassen, wie ein Geldstück, das man in einen Schlitz steckt, um einen Gegenwert zu erhalten: den Abend, die Nacht, die Ruhe, den Schlaf, den Traum, das wunderbare Vergessen, die milde Vergebung, die List des Neubeginns, die verheißungsvollen Lichter der Straßenbahn, die zwischen nicht ganz zu schließenden inwendigen Holzläden im Vorübergleiten an die Decke sprangen, dort weiterhüpften und die Dunkelheit bezwangen. Die hüpfenden Lichter waren Musik, Einschlafmusik. Hier begannen die Märchen, nein, hier dachte ich sie zu Ende. Die Schneekönigin war es, die mir erschien und mir zeigte, wie überwältigend Schönheit sein kann, diamantenreich wie Himmelslichter, ein nicht enden wollendes Glitzern vor dem Hintergrund des Sternenraums. Sie war es, die mich die Architektur eines aus vier Winden gebauten Schlosses lehrte, die Architektur einer Krone aus Schneekristall und die Schmerzhaftigkeit eines ins Herz dringenden Splitters aus Eis.

Da war das Tor zu Schlaf und Traum, ein Kindheitstor, durch das das von Daunen bedeckte Kind fortgetragen wurde, fort von Vater und Mutter, von Niederlagen und Unerfüllbarem, vom Bewußtsein, wie lange es dauern würde, die Wüstenei Kindheit hinter sich zu bringen. Eine Oase allerdings war der Park, dem Haus gegenüber. Schnurgerade oder sanft gebogene Wege ohne Störungen, bis hin zum steinernen Brunnen, der gemächlich und ruckweise sein Wasser aus kupfernen Hörnchen ausstieß über moosbewachsenem Gestein. Als habe er lange Zeit und viele Märchen gebraucht, um sich dieses Moos anzueignen. Dort unten versammelte sich das gesamte Arsenal, die Guten und die Bösen, die Verzauberten und die Unverzauberten. Auch Friederchen und

Katerlieschen, dieses liebevolle Paar. Damals, als ich Friederchen und Katerlieschen ahnungslos besaß, aus dem Mund der Mutter und der Großmutter, wußte ich nicht, daß ich beide verlieren würde, geräuschlos zogen sie sich in das Grimmsche Buch zurück, um ihre Stunde abzuwarten, die auf beide wartete, und nach vielen, vielen Jahren mich wiederzufinden. Ein atemloses Finden und Freuen, ein Sommer- und ein Winterfest mit Lichtern, wie nachts am Seeufer gegenüber. Wer das nicht kennt, weiß nicht, wovon ich rede.

Ich sagte: Aber wo ist mein Park, mein Brunnen, wo sind meine Wege, hier durfte ich nach Belieben und unbeaufsichtigt Fahrrad fahren. Auf eine eßzimmertischgroße Verkehrsinsel wurde gezeigt und steif und fest behauptet, dort sei einmal der Park gewesen mit den blassen Bänken zum Ausruhen und Lesen. Grotesk, mein Kinderpark, meine Märchenbibliothek, meine Wasserstille, mein grünes Moos zu einem asphaltierten Rechteck zusammenschmelzen zu wollen. Mein Großelternhaus, in dem doch auch die andern gelebt haben, erkannte ich nicht mehr: ein weißes Steinhaus ohne Grün, und der einstmals bewohnbare grüne, saftige Garten mit lauten und leisen Bäumen, mit Blumen und Sträuchern, nun voller Nützlichkeiten, in Reih und Glied, alles eßbar. Ich habe es abgelehnt, uns dort wiederzuerkennen. Auch Hans, der nicht dabei war, hätte es abgelehnt. Mit einem Rucksack, den die Mutter ihm gepackt hatte, war er zum Bahnhof gegangen, auf dem Weg nach Amerika. Und als siebzig Jahre vorbei waren, brachte ihn Alice zurück, die Knochen, die Asche in einer Blechdose in der Reisetasche am Zoll vorbei. Ich trug die Dose, an mich gedrückt, eines schönen Sonntags, der Himmel war blank und blau

und die Wolken klein und weiß, zum Familiengrab. Die Pfarrerin kam vom Feld, war mit erdigen Füßen in erdige Schuhe geschlüpft und hielt uns und Hans die letzte Andacht zum Ende einer Heimreise. Da liegt er nun neben Albert und Gertrud und Emil in einem Erdloch, so groß wie ein ordentlicher Bauernlaib. Heim hatte er wollen, doch schon zu Lebzeiten.

Ich weiß nicht, ob Jeannette hätte zurückkommen wollen, wenn dies möglich gewesen wäre. Sie ist verlorengegangen, weizenblond mitsamt der Mutter Madame Levi und ihrem kohlrabenschwarzen Haar. Noch wußte ich nicht, daß es Gas gibt, kannte nur den nützlichen Herd, auf dem für uns Himmel und Hölle zubereitet wurde. Jeannette und ich aßen in der Laube, saßen auf der hölzernen Bank und freuten uns über das Sattsein wie die Puppen und Pferde aus Holz.

Das Betreten des Salons der Levis war Kindern nicht gestattet. Wohin man sah: Figuren aus Schokolade, Weihnachtsmänner, Osterlämmer, Gutenachtengel, alles aus Schokolade und alt wie die Zeit, aus der sie stammten, zwischen Bodenkissen, Fußschemeln, Sofapolstern. Im Sommer, wenn es sehr warm oder gar heiß war, mußten die Fensterläden geschlossen bleiben. Es gab Figuren, die bei Hitze in den Gelenken nachgaben. Im Winter, bei Ofenwärme, wurden sie in Holzwolle verpackt und im Keller gelagert, bis zur Osterzeit. So wurden es mehr und mehr. Doch weder ein lederner Ohrensessel noch eine Standuhr waren bei Levis zu finden. Die standen in Großvaters Bibliothekszimmer, sehr nah beieinander. Großvater verriet mir, daß eine Uhr erzählen könne, wenn das Pendel ausschlug und ein zitternder Ton zu hö-

ren war. Als sei die Uhr im Begriff, ihre Standfestigkeit zu verlieren. Ich bat ihn, mir zu sagen, was sie denn zu erzählen wisse. Zum Beispiel von der Zeit, sagte er, die Uhr sei die Trägerin der Zeit, und wenn sie sie nicht weitertrage, bleibe die Welt stehn. Wie denn das möglich sei. Nun, sie zähle nicht nur die Stunden, auch die Wolken und Sterne über dem Haus, die Dächer der Stadt, die Knöpfe an Großmutter's schwarzem langem Rock, die Federn der Vögel im Garten und das Brennen der Schmerzen im Bein. Die Uhr sei eine große Rechnerin, nur eines verstünde sie nicht: die Ewigkeit auszurechnen, obwohl diese ihn ganz besonders interessiere. Die Ewigkeit sei schließlich der Ort, an dem wir uns alle wiedersehen werden. Ob denn die Ferien schon vorbei seien, fragte ich erschrocken. Und die Uhr setzte zum Schlag an.

Wo immer sie auftritt, mit kleinen oder großen Gesten, selbst dort, wo es um das höchste Amt auf Erden geht, ist die Vergänglichkeit der nicht zu tilgende Makel.

Der Vater sagt zu seinem Sohn, schreibt Hebel: *Ach, es wird nicht anders sein, du magst mich anschauen, wie du willst. Und nach und nach wird die ganze Welt verbrennen . . . und schließlich wird alles Feuer fangen und brennen und brennen, der ganze Boden, und keiner wird da sein, der löscht. Alles wird wohl von selbst verkohlen.*

Nachts zu Fuß auf der Straße nach Basel, zwischen Steinen und Brombach, erschrickt der Junge in Gedanken daran, daß ›unser‹ Haus auch einmal so aussehen könnte wie die Ruinen des Schlosses von Rötteln. Sag, Vater, wird es ihm auch einmal so gehen? Er könne es sich gar nicht vorstellen. Und der Vater verhilft ihm zu der Er-

kenntnis: Alles beginnt jung und neu, und alles geht dem Alter zu, schleichend, und alles hat ein Ende . . .

Siehst du am Himmel oben Stern an Stern. Man glaubt, keiner von ihnen rühre sich, und doch läuft alles weiter . . . Du bist noch jung, ich war es auch. Jetzt ändert sich das. Das Alter, das Alter kommt. Und wo ich hingehe, nach Gresgen oder zur Wiese hin, aufs Feld oder in den Wald, nach Basel oder nach Hause: einerlei, ich gehe Richtung Friedhof . . . Die Schafe und Ziegen werden auf meinem Grab weiden . . . Und das Haus wird alt und leer sein . . . Und wenn man dann einmal gar das Jahr 2000 zählt, ist alles zusammengefallen.

Selbst Jeremia ruft vergebens: *Ist denn keine Salbe in Gilead, oder ist kein Arzt da?* Wer sich des Themas der Vergänglichkeit annimmt, wird weder hungern noch dürsten. Er wird gesättigt sein von so viel Hunger und Durst. Und frieren.

Haus der Kindheit

*Da steh ich nun und bestaune
das Haus der Kindheit
das vom Krieg zerstörte
vom Frieden erhörte.
Es kennt mich nicht mehr
mit der Tür aus falschem Holz
dem Quader aus fremdem Stein.
Als ich stürzte und schrie
spülte meine Mutter das Abendgeschirr.
Mein Vater rief
Die Sonne geht unter
als kehrte sie nie mehr zurück.*

*Die Fenster waren herrlich und hoch
Nun hängen dürftig Gardinen.
Wo sind wir geblieben,
Verzogen, dorthin wo der Regen
auf Gräber fällt.
Auch auf das Grab von Martha Burgen,
sie starb an Tb.
Unterm Dach war mein Zimmer.
Wer weiß, von wem es besetzt wird.
Ich will es nicht wissen.*

Wie der Großvater es vorgelesen hatte: das Haus brannte, brannte lichterloh und was darinnen war, brannte auch lichterloh, alles wollte ein Ende haben, auch das schwarze, glänzende Klavier und die Notenbücher. Vor allem eines. Es stand mit dem Rücken nach oben, und aus den auffächernden Seiten fiel all das Spielzeug der unvergleichlichen Weihnachtstage heraus, Jettchens Küche mit dem Herdchen und dem blankgeputzten Zinn. Den lodernden Krieg hatte Großvater nicht erlebt, auch die Großmutter nicht. Und alle Weihnachten konnten wir noch einmal neu beginnen, bis auch die anderen vergangen waren, um den Ewigkeitsort zu suchen, wie ich ihn gesucht habe: Fieber hatte ich, lag weich und warm gepolstert im Bett und versuchte das Wort *ewig* zu Ende zu denken, diese ewige Spanne, die kein Ende nimmt, die weiter ist als viele Male um die Welt, bis hinauf von Stern zu Stern und wieder zurück, und immer wieder setzte ich noch einmal ein Stück Ewigkeit an und war doch immer noch nicht am Ende. Da kam meine Mutter ins Zimmer, machte Zeichen, als winke sie mir von einem Ufer zum anderen, zu hören war nichts, nur das weiße Winken der Hand. Und während ich versuchte, sie in die nicht aufhö-

rende Ewigkeit hineinzunehmen, entfernte sie sich mehr und mehr, wurde kleiner und kleiner, klein wie eine Blume, wie ein Bleistift, wie ein Radiergummi, dann nur noch ein Knopf, ich schrie auf, meine Mutter kam gelaufen, wurde größer und größer, bis sie menschengroß war. Dann hörte ich die Stimme, die rief: Das Fieber ist gestiegen. Ich konnte die Ewigkeit nicht ausmessen.

Wenn sonntags die Haustüren aufgingen, wenn die Ehepaare in ihrem Sonntagsstaat das Haus verließen, Arm in Arm, den bebänderten Florentiner auf dem Haar, das leichte, weite, dem Wind gefällige Kleid, das zur Bewunderung aufrief, der löwenkopfverzierte Stock in der Linken des Vaters, dieser ernste, stolze Blick über die Straße und das Trottoir und die Ermahnung an das Kind, freundlich zu grüßen, zu knicksen, auf dem Weg zu den Grünanlagen, zu den Tennisturnieren, entlang den Büschen, Blatt um Blatt, Bank um Bank, geschwärzt vom Staub aus den Hochöfen des Bergbaus, das Kind schweigsam, weil Vater und Mutter in ein Gespräch vertieft sein könnten, und am Ende der Grünanlagen, am Ende des Turniers, der Kaffee aus den blauweißen Tassen der Tante Maria. Wer kennt das Lied: *Les enfants s'ennuient le dimanche, dans leur robes blanches, les enfants s'ennuient le dimanche*. Aber der Kuchen hatte Rosinen und Mandeln, bis er gegessen war.

Vor dem sonntäglichen Spaziergang und dem sonntäglichen Mittagessen fand das sonntägliche Hochamt statt. Neben dem Herrn in Schwarz mit der schwarzen Melone auf dem Kopf ging das Kind und fürchtete sich schon auf dem Hinweg vor der Langeweile wie vor der Strafe nach schlechten Noten. Das Hochamt breitete sich

aus wie eine Überschwemmung. Das Kind durfte nicht reden, nicht fragen, nicht husten, es durfte beten und singen und blättern. Es durfte nicht die Hüte der Damen und Frauen zählen, mit den Federn und Sträußen und Pelzen, die auf und ab fuhren wie die Köpfe der Spechte. Und das Kind betrachtete die an die Säulen gelehnten Heiligen, stehend oder kniend in ihren Heiligenkleidern, mit ihren demütigen Blicken zum Himmel hinauf, der nicht zu sehen war, der sich wölbenden Kuppel wegen, die jede Himmelfahrt verhinderte. Und das Kind schaute hin zu den Käfigen den Gang entlang mit den violetten Vorhängen, hinter denen manchmal einer saß und das Kind verhörte, ob es denn wohl gelogen habe oder ob es während der Messe geredet oder gelacht habe oder ob es vielleicht Unzucht getrieben habe mit sich oder mit anderen, und daß es höchste Zeit sei, zwölf Vaterunser und dreizehn Ave Maria zu beten und nie mehr und nie wieder so viel Unerlaubtes zu tun. Der Vater im Himmel dulde das nicht, nein, nein, sündige Kinder verderben die Prozession mit der Monstranz, geschützt unterm Baldachin. Als ich eben dort war, weil der Mensch süchtig ist nach Vergessen und Erinnern, hatten die Heiligen an Größe verloren, nicht mehr überlebensgroß, das war, als wir noch klein waren, als wir zur Erstkommunion gingen, weiß gekleidet wie Bräute. Und all die Kerzen und Lichter aus Gold und Silber, aus Engeln und Wolken, und die Priester in Farben, die Harfen und Schalmeyen, die Posaunen, alles aus Silber und Gold, selbst die Strahlen, die Türen und Türchen, selbst die Geheimnisse aus Silber und Gold, auch das Jubilieren, das lange Haar und das kurze Haar, die Knieenden und die Gefallenen aus Schein und Bein, auch die Füße außerhalb der Kleider, nur das Fleisch nicht mit dem Pfeil darin und die Tränen

der Verlorenheit. Und zu Hause so viel Familie, wie sonst nur zu Beerdigungen, ein heftiges Reden in allen Räumen, der Duft von Zigarren, das Klingeln von Gläsern. Ich trug stolz die neue goldene Armbanduhr, und während ich in einem Sesselchen saß und in meinem ledergebundenen Gebetbuch blätterte, achtete ich immer wieder auf das Gold von Uhr und Armband. Der weiße Kranz lag auf dem Schreibtisch meines Vaters und signalisierte, daß dieser Tag zu Ende ging, ich kam mir sehr heilig vor.

Der Tag ging zu Ende, wie jeder Tag zu Ende geht. Wie in Milliarden von Jahren die ganze Welt zu Ende geht, weil dies der Zeitpunkt ist, an dem unsere Sonne erloschen sein wird. Dann dauert es noch zehn Minuten, und alles, was lebt, ist erfroren. So, wie vor Milliarden von Jahren die Erde erschaffen wurde. Doch kaum jemand sagt einen zweiten Urknall voraus, den dritten oder vierten. Vielleicht ist die große finstere Finsternis auch das Paradies von furchterregender Schönheit, sternengekrönt wie die Schneekönigin. Wir wissen es nicht, so wie Jeannette und Madame Levi es wissen und all die anderen, deren Grab wir nicht einmal mehr finden. Denn als ich sagte, nun sehen wir nach den Gräbern der Großeltern, waren sie eingeebnet, angeblich verlegt, doch auch die Verlegung war nicht mehr auszumachen. Die Tante ging über die Wiese, blieb an einem Strauch stehen und sagte uns, hier muß es gewesen sein, ungefähr hier. Ich schickte ungefähr dorthin einen Gruß zu den alten Leuten hinab. Ihn, den Großvater mit seinem langen weißen Bart, kenne ich nur von Fotos. Das Bild, wie er sich über meine Wiege beugte, konnte ich nicht fassen. Seine Frau, die Mutter der beiden Söhne Rudolf und Hubert, war